

Eva Kreisky (Vortrag Wien, 09.12.2003)

FRAGMENTE ZUM VERSTÄNDNIS DES GESCHLECHTS DES KRIEGES

*"Jeder Mann, der die mächtige Lust zur Schlacht in sich hat,
fühlt sie, wenn sich der Wolf in seinem Herzen erhebt"*
(Thomas Jefferson)

Auch wenn man nicht den im Alltagsdenken mit Vorliebe "wesenhaft" aufgefüllten Bildern vom *kriegerischen Mann* und der *friedfertigen Frau* folgt, bedeutet Thematisierung von Krieg und Geschlecht zunächst einmal dennoch, den engen Konnex von Krieg und Männlichkeit auszuleuchten.

Dies kann aber nicht heißen, die "männliche Nähe zum Militärischen" mit einer "biologisch" hergeleiteten größeren Aggressivität von Männern zu erklären (Seifert 1996: 79). Eine Fokussierung auf Männer und Männlichkeit scheint aber trotzdem unverzichtbar, stehen doch männliche Akteure empirisch häufiger und offenkundiger im Zentrum jedweden aktiven Kriegsgeschehens.

Allerdings werden in einer solchen Sicht männliche Vergeschlechtlichungen des Krieges als Produkt sozialer und kultureller *Konstruktion* erkannt (vgl. ebd.: 87): Militär und Krieg strukturieren Männlichkeit ebenso, wie Männlichkeitskonstruktionen Kriegsrealitäten und Kriegsverläufe zu lenken vermögen.

Militärische Subjektbildung betraf seit der frühen Neuzeit "so gut wie ausschließlich Männer". Frauen waren nie im selben Ausmaß *militärischer* Disziplinierung unterworfen (vgl. ebd.: 78). Ab einer bestimmten militärtechnologischen Entwicklungsstufe wurden sie vom "Kriegshandwerk" ausgeschlossen, blieben zugleich aber in weiblich-spezifischen, nunmehr jedoch *einkommenslosen* Funktionen, in Kriegsgeschehen eingeschlossen. Die historische Transformation der Kriege von Söldner- und Fürstenkriegen zu Volks- und Massenkriegen hat Frauen nicht nur wieder inkludiert, sondern ihnen zudem spezielle Rollen, als Mütter und Ehegattinnen von Soldaten, sowie eigene Orte, wie die "Heimatfront" oder das Krankenrevier, zugewiesen.

Von relevanten politischen Entscheidungszentren über Krieg und Frieden in nationalstaatlichen Arkanbereichen von Regierung und Verwaltung wie auch in supranationalen Decision-Tanks, wie der NATO oder der OSZE, sind Frauen allerdings auch heute noch von maßgeblichen Toppositionen exkludiert. Es sind Sonderfälle der sozialen Gruppe Frauen, die in solche Entscheidungsspitzen

vorzudringen vermögen und die es daher zu bedenken gilt: Golda Meir und ihre politische Entscheidungsnähe zum Sechstagekrieg 1967 und den militärischen Folgeproblemen, Maggie Thatcher und ihre schon wesentlich direktere Entscheidungsnähe zum Falkland-Krieg 1982, Madeleine Albright und ihre aktive Involviertheit in die Entscheidungskonfiguration rund um den Kosovo-Krieg 1999, Condolezza Rice als National Security Adviser von George W. Bush Jr.. Weltweit gab es zudem bislang auch nur wenige Anomalien des Politischen, in denen Frauen als Verteidigungsministerinnen zumindest für kurze Zeit Einfluss auf die militärische Entwicklung ihrer Länder nahmen: Finnland, Kanada und Polen. Ihr episodischer Wert ist wohl evident.

Die sicherheitspolitische Architektur Europas und der Welt sowie ihre militärischen Fundierungen unterliegen also einer seltsam männlichen Hegemonie: Es sind Männer und ihre soziale Kultur, konkret: ihre maskulinen Ideologisierungen und Wertvorstellungen, die militärpolitisches Geschehen wesentlich steuern. Diese These soll im Folgenden plausibel gemacht werden.

Momente einer Geschlechtergeschichte des neuzeitlichen Krieges

(1) Frauenausschluss durch "militärische Revolution"

Zu Beginn der achtziger Jahre hat der US-amerikanische Historiker Barton C. Hacker darauf aufmerksam gemacht, dass die Inklusion von Frauen in Militär und Kriegführung keinesfalls erst ein Ereignis der Moderne sei (vgl. Hacker 1981, 1988). Traditionell hatten Frauen vitale Bedeutung für die Versorgung der Söldnerheere. Ohne ihre Reproduktionsarbeit ("Haus- und Kinderarbeit") wären frühneuzeitliche Heere gar nicht funktionsfähig gewesen. Dadurch aber offerierten sie Frauen *außerhäusliche* Arbeits- und Erwerbsmöglichkeiten, so dass diese auch aus hochgradig patriarchalen Lebenskontexten auszubrechen vermochten. Ob dies freilich ein minder patriarchaler Lebenszusammenhang war, in den sie eintraten, sei dahingestellt. Aber immerhin gab es für Frauen neben dem Klosterleben nunmehr eine weitere Option für eine materiell relativ gesicherte Existenz außerhalb des beengten patriarchalen Hausverbandes.

Die "militärische Revolution" im Übergang vom 16. zum 17. Jahrhundert, konkret die epochale Innovation durch Feuerwaffensysteme, hat eine veränderte militärische Arbeitsteilung zur Folge. Diese neuen Waffen hatten nämlich eine radikale Reform militärischer Taktik ausgelöst: strikte hierarchische Organisation und straffe militärische Disziplin waren nunmehr unabdingbar (vgl. Bröckling 1997: 31). Bis dahin waren militärisches und ziviles Leben voneinander nicht abgeschottet.

Hacker beschreibt Söldnerarmeen des 16. und 17. Jahrhunderts als "mobile Städte" mit einer ausdifferenzierten Geschäfts- und Dienstleistungsinfrastruktur, eigenem Sozialleben und vor allem: mitziehenden Familien. Die Zahl der Frauen und Kinder im Tross war nicht wesentlich kleiner als die Zahl der Männer (vgl. Hacker 1981).

Individuelle Kampffähigkeit wie kollektive Wehrkraft waren bis in das frühe 19. Jahrhundert auf weibliche Reproduktionsarbeit geradezu fundamental angewiesen. Erst im Zuge technologischer und organisatorischer Modernisierung der Armeen sollten Frauen sukzessive ausgeschlossen werden: Die Einführung stehender Heere und ihre wachsende Professionalisierung wirkten sich einschneidend auf soziale und politische Organisationsweisen von Geschlechterverhältnissen innerhalb wie außerhalb des Militärs aus.

Als "reguläre" Armeen allmählich zu Instrumenten nationalstaatlicher Machtpolitik wurden, monopolisierte die Militärführung die Kontrolle auch über die *Versorgung* ihrer Truppen, um Soldaten disziplinieren zu können sowie die Kriegführung durch Reduktion des Trosses zu effektivieren. Staatliche Regulation (durch Heiratsverbot etwa) suchte nunmehr, das bisherige Gemenge aus militärischer und ziviler Welt zu entwirren und weitere Mischung der Lebenswelten einzudämmen.

Allerdings zeigen historische Analysen auch, dass sich Militär und zivile Gesellschaft in den Garnisonstädten bis in das 19. Jahrhundert hinein nicht trennen ließen. Die Kasernen waren nicht von Anfang an "Orte der separierten Männlichkeit" (Sabina Loriga, zit. n. Hagemann 1999: 14f.), sondern dienten ursprünglich primär der Unterbringung von Soldatenfamilien, um dadurch der Bevölkerung der Garnisonstädte die Lasten der Einquartierung zu ersparen.

Gleichzeitig aber haben Militärdienst und Kasernenleben auch eine "Demoralisierung" der Männer bewirkt, was sie in Kombination mit ihrer ökonomischen Schwäche daran hinderte, stete und stabile Familienbeziehungen einzugehen. Zumindest wurden sie von der Wohnbevölkerung der Garnisonstädte so wahrgenommen (Peter K. Taylor, zit. n. ebd.: 15f.).

(2) Allgemeine Wehrpflicht und Männlichkeit

In der Genese des neuzeitlichen Staates hatte Waffenfähigkeit politische Subjektfähigkeit begründet. Wer Dienst an der Waffe leistete, war anerkannter Teil der politischen Gemeinschaft. Mit der militärisch-politischen Inklusion der Männer war aber gleichzeitig politische Exklusion von Frauen fixiert worden.

Moderne Nationalstaatsbildung und Wehrpflichtarmeen waren markante politische Innovationen des 19. Jahrhunderts. Erstmals wurden in Preußen breitere Männermilieus, einschließlich von Bildungs- und Besitzbürgern, für den Militärdienst "rekrutiert". Die norm- und verhaltensprägende Tragweite militärischer Disziplinierung wurde daher immer evidenter (vgl. Bröckling 1997: 113ff.).

Damals wurde freilich auch *Idealisierung* männlicher Waffenfähigkeit politisch unumgänglich: Bis dahin war Militärdienst in der Bevölkerung als etwas betrachtet worden, das familiäre Ökonomien und Arbeitszusammenhänge bloß störte, wurden ihnen doch wichtige Arbeitskräfte entzogen. Also musste Militärdienst politisch aufgewertet und "unkriegerischer Habitus der Zivilisten" dementsprechend abgewertet werden (vgl. Frevert 1996: 81).

Die Wehrpflicht der Männer leitete eine neue Phase "männlicher Vergemeinschaftung" ein: Das Militär vermittelte sich als Institution, der Männer nur angehörten, weil sie Männer waren. Unterschiede zwischen Männern schienen im Medium Militär obsolet zu werden, nicht so aber Unterschiede zu Frauen, diese wurden nun erst politikentscheidend. Das Militär konstituierte sich als "frauenfreier" Raum.

Im "Männerhaus" Militär fand - für alle öffentlich sichtbar - die Initiation zum Mann statt. Zudem löste das Militär Männer aus ihren privaten, nämlich familiären und sozialen Beziehungen und integrierte sie in ein "neues, vollkommen abstraktes Referenzsystem" (ebd.: 82): Vaterland, Nation und Staat bildeten nun wesentliche Bezugspunkte junger Männer. Das Militär machte also den Rekruten nicht nur zum Mann, sondern vor allem auch zum Staatsbürger (vgl. ebd.: 83). Der nationalistische Zeitgeist ließ einen "patriotisch-wehrhaften" Männlichkeitsentwurf entstehen. Politische und militärische Fähigkeiten wurden kongruent, was Frauen ins politische Abseits drängte. Sie wurden von der keimenden "Staatsbürgergesellschaft" ignoriert. Die "Nation in Waffen" wurde als männlicher Raum konstruiert (vgl. Hagemann 1999: 18).

Sobald freilich Kriege als "Nationalkriege", nämlich auf Basis breitester männlicher Mobilisierung, geführt wurden, verschärften sich auch "diskursiv konstruierte" Geschlechterdifferenzen und -hierarchien. Zugleich erweiterte sich in Kriegsperioden paradoxerweise aber auch der "öffentliche Handlungsspielraum" von Frauen (vgl. ebd.). Darin liegt freilich auch eine Gefährdung des patriarchalen Geschlechterregimes: Wenn Frauen diese durch den Krieg eröffneten Handlungschancen allzu bereitwillig aufgreifen und für eigene Interessen zu nutzen versuchen, wird mit Ende solcher Kriege die alte Geschlechterordnung rekonstituiert, um Frauen neuerlich auf ihr vermeintliches "Wesen" einzuschränken. Fast immer ist im Gefolge von Kriegen, ob von Staatskriegen oder von "asymmetrischen Kriegen" (Münkler 2002) eine Re-Maskulinierung gesellschaftlicher Verhältnisse konstatierbar (Jeffords 1989).

Das nationalsozialistische Regime perfektionierte schließlich dieses *politisierte* Modell des Mannes, der als Soldat und Staatsbürger Nation und Volksgemeinschaft nicht nur zuverlässig ergeben sein sollte, sondern sie letztlich auch *verkörperte*. Biologischer und politischer Körper des Mannes wurden also in eins gesetzt.

Der Körper Militär: eine politische Synthese aus Männerkörpern

Politik und Krieg stehen zueinander in interdependentem Verhältnis: Meistens wird Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln gedeutet (vgl. Clausewitz 1980). In einer weitergehenden Fragestellung wäre zudem auch nach dem "Kriegerischen in der Politik" (Krippendorff 1993: 60) zu fragen. Das Politische beginnt zu verschwinden, der Krieg wird permanent (Virilio 1984: 25).

In jedem Falle geht es auch um Formen der *Institutionalisierung* von Männlichkeit und damit um *Machtressourcen* der Männlichkeit. Beschäftigung mit der "Institution Militär" setzt jedenfalls die Befassung mit dem "Mann in Uniform" voraus (vgl. ebd.: 51), was bedeutet, dass das Militär letztlich als *politischer Körper* zu begreifen ist, der sich aus Männerkörpern zusammensetzt (so auch Morgan 1994: 167).

Am Militär wird die politische Symbiose aus Gewalt und Männlichkeit am offensichtlichsten (vgl. Krippendorff 1993: 48f.; Morgan 1994: 179). Im *regulären* Soldaten begegnet uns politisch legitimierte männliche Gewalt. Der Soldat erscheint geradezu als Inbegriff von Männlichkeit (vgl. Morgan 1994: 165), er fungiert als idealtypischer Symbolträger für das soziale und politische Konstrukt Männlichkeit. Politische Männerbundtheorien haben daher niemals nur Staat und Männerbund, sondern immer auch Militär und Männerbund in eins gesetzt (vgl. Kreisky 1992). Die Imagination des Mannes in Männerbundtheorien beinhaltet immer den *männlichen, soldatischen* und *heroischen* Mann. Nichtwaffenfähige oder Nichtwaffentragende wurden stets als "Weiber" minderbewertet (nachzulesen bei Max Weber 1972: 616).

Etymologisch stehen "taugen" und "tauglich" mit germanischen Wortbildungen im Zusammenhang wie Tüchtigkeit, Tapferkeit, Kraft, Gewalt, Vortrefflichkeit und Tugend. Ein "Tugendbold" war früher eigentlich ein Raufbold. Erst unter dem Einfluss des Christentums wurde das Wort Tugend "sittlich" aufgeladen und zum Gegenbegriff des "Lasters" (vgl. Duden, Bd.7, 1989).

Auch heute werden *Wehruntaugliche*, *Wehrdienstverweigerer* oder *Zivildienstler* im Alltagsverständnis immer noch tendenziell abgewertet, sie werden als "nichttugendhafte" - weil eben *unmännliche* - Männer betrachtet. Und alles, was nicht (oder noch nicht) männlich ist, gilt in westlich-europäischen Gesellschaften bekanntlich ohnehin als entweder *weiblich* oder eben *infantil*. Der Grat der Männlichkeit ist äußerst schmal, Abweichungen von der *Norm* der Männlichkeit werden daher in der Regel entweder mit *sozialer Ent-Männlichung* (d.h. soziales Stigmatisieren von Verhalten, Fähigkeiten oder Erscheinungsbildern als unmännlich) oder mit *politischer Ent-Männlichung* (d.h. politisches Vorenthalten formeller Rechte, die Männern qua Männlichkeit zustehen¹) geahndet.

Im Gefolge der Französischen Revolution war Krieg zu einer "Sache des Volkes" mutiert (vgl. Clausewitz 1980: 655), er wurde gewissermaßen "demokratisiert". Auf Grundlage von Wehrpflicht rekrutierte junge Männer mussten nun massenhaft in Militärstrukturen eingebunden und konnten gleichzeitig auch als Männer *standardisiert* werden.

Es ist offensichtlich, dass Militär nicht bloß irgendeine männliche Institution unter vielen anderen ist, sondern vielmehr die grundlegende *Schule der (männlichen) Nation* und damit de facto die *Schule der Nation (zum Mann)* darstellt. Das Militär gilt im sozialpsychologischen Sinne daher auch als "Illusionsmaschine", die federführend "das Konstrukt der Männlichkeit produziert": Hier wird - ähnlich wie in Männerhäusern früherer oder anderer Kulturen (oder wie heute etwa am Fußballplatz) - auch das Geheimnis gepflegt, wodurch der Mann zum Mann wird (vgl. Erdheim 1982: 336).

Als zentraler Motor dieser militärischen "Illusionsmaschine" figuriert Drill. Entstanden im Zuge der *militärischen Revolution* des 18. Jahrhunderts, bewirkte er nämlich, dass Massen von Männern in Bewegung gesetzt werden konnten, ohne dass sie über das Warum dieser Bewegung informiert waren. Die Kampfziele "bleiben dem Militär äußerlich und können deshalb auch beliebig ausgewechselt werden" (ebd.: 338). Dem Anschein nach zunächst erhabene *idealistische Ziele* (wie etwa Kaiser oder Vaterland) wurden mit der Zeit von trivialer *Männlichkeit* als eigentlicher und vordringlicher Kampfmotivation überlagert. Zum Überleben der Männer wurde *Kameradschaft*, mit anderen Worten: *männliche Solidarität*, prioritär und verselbständigte sich gegenüber anderen politischen Zielwerten. Krieg und Militär wurden zu neuen sozialen Orten, an denen besondere Formen *männlicher Vergemeinschaftung* erlebt werden konnten, die Männer vom banalen familiären Alltag in eine ausschließliche Männerwelt vermeintlichen Abenteuers abheben ließen².

(Schützengräbengemeinschaft als Vorbild für ideale Politik- und Staatsform)

¹ Mit dem Eintreten in die preußische Wehrpflichtarmee wurde den Männern das Wahlrecht genommen.

² Ich teile nicht die Sicht von Stavros Mentzos, der Kameradschaft als Niederschlag "zunehmender Demokratisierung der Gesellschaft" auch in der Sphäre von Krieg und Militär deutet (vgl. Mentzos 1993: 188) Eine solche Bewertung erfolgt, weil "Kameraden" im Vergleich zu "Vorgesetzten" *gleicher*

Es ist aber nicht bloß "äußerer Zwang", sondern es sind auch "libidinöse Strukturen", die Armeen zusammenzuhalten vermögen (vgl. Freud 1974: 88). Jeder einzelne ist einerseits an den Vorgesetzten und andererseits an die anderen Soldaten gebunden. Identifizierung mit dem führenden Vorgesetzten lässt die bewusste Einzelpersönlichkeit schwinden, richtet Gedanken und Gefühle aus, lässt Affektivität und Unbewusstes vorherrschen. Der Männerbund Militär reproduziert sich über Initiationsriten, die Männer äußerst ungleiche Ordnung hinnehmen lassen. Neue Rekruten werden in die Welt der älteren Männer eingeführt, in der Oben und Unten längst ausverhandelt und festgelegt ist. Es gilt, selbstlose Unterordnung und Unterwerfung unter die *Herrschaft der alten Männer* ("Hierarchie") zu üben.

Der Rekrut muss hinter Kasernenmauern die für unsere Gesellschaft übliche *Frauenrolle* erlernen. Für alles, wofür im zivilen Leben Frauen zuständig gemacht werden (z.B. Aufräumen, Putzen, Kochen), werden im militärischen Leben junge Männer in die Pflicht genommen: "Nur ein Mann, welcher derart als Frau behandelt wurde, wird sich dem weiblichen Geschlecht gegenüber so verhalten können, wie es bei uns üblich ist" (vgl. Erdheim 1982: 343). Der militärische Initiationsritus lässt also in die Welt "wahrer" Männlichkeit eintreten.

Die Kohäsion des Heeres in Form besonderer Bindung und Loyalität zur jeweiligen Einheit (*Korpsgeist*) war in Deutschland traditionell über Rekrutierung nach Regionen oder Wehrkreisen hergestellt worden (vgl. Bartov 1995: 52f.). Der Soldat sollte in seiner Einheit "eine Art Heimat" entdecken, in die er immer wieder zurückkehren konnte. Die Einheit war eine "soziale Gruppe von Männern", die also der Soldat "kannte und denen er vertraute" (ebd.: 53). Deutsche Offiziere sollten ihre Männer nicht nur ins Gefecht führen, sondern ihnen auch das Gefühl geben, "Teil einer Familie zu sein, wenn auch einer sehr hierarchisch geordneten und disziplinierten". Nicht selten sprachen Offiziere ihre Männer auch als "Kinder" an (ebd.)³.

erscheinen. Aber genau das macht auch die männerbündisch-ideologische Unterfütterung des männlichen Militärkörpers aus. Zudem war es gerade diese aus den Schützengräben des Ersten Weltkrieges stammende Kameradschaftsmentalität, die die antidemokratischen Bataillone gegen die Weimarer Republik entscheidend stärkte. War sie doch getragen vom politischen Wunsch, eine ideale staatliche Gemeinschaft nach dem Vorbild männlicher Kriegsgemeinschaft zu formen als Gegenmodell zur weiblich konnotierten Weimarer Republik (vgl. Theweleit 1987; Breuer 1993). An diesem Beispiel wird nachvollziehbar, was passiert, wenn die grundsätzlich geschlechtliche Konnotation des Kameradschaftsbegriffes dethematisiert und die politischen Intentionen und Inhalte männlicher Vergemeinschaftung wegeskamotiert werden.

³ Von manchen Historikern wird daher der Zusammenhalt in der Deutschen Wehrmacht nicht vorrangig auf "abstrakte Ideen" zurückgeführt, sondern stärker auf die "konkrete und klar bestimmbare soziale Ordnung", die für enge persönliche Beziehungen zwischen den Soldaten in einem Gefüge von "Primärgruppen" sorgte (vgl. Shils/Janowitz 1948, zit. n. Bartov 1995: 54). Zahlreiche deutsche Soldaten kämpften "nicht aus dem Glauben an die Nazi-Ideologie heraus", sondern weil sie sich als Mitglieder "einer geschlossenen, gut geführten Gruppe" fühlten, "deren

Alles in allem wird jungen Männern im Militär subkutan der komplexe Standpunkt vermittelt, von dem aus *Männer die Welt zu sehen haben* (vgl. auch Seifert 1992). Und das ist schließlich auch in *politischer* Hinsicht von Nutzen: Gilt doch Militär nicht nur als das "Herz der staatlichen Souveränität" (Harold Laski, zit. n. Krippendorff 1993: 47), sondern vor allem als "organisierter Ausdruck" von Gewalt. Unsere politische Kultur ist nicht nur eine patriarchalische, sondern zudem auch eine "Kriegskultur", die als staatlich formierte Gewaltkultur agiert (vgl. Krippendorff 1993: 46f.).

Transformationen des modernen Krieges der Männer

Es soll nun der Gestaltwandel des Militärischen und Kriegerischen im 20. Jahrhundert⁴ in seinen Implikationen für Männlichkeitskonstruktionen skizziert werden.

(1) **Militarisierung der Männlichkeit**

Die seit 1814 bestehende Wehrpflichtarmee Preußens hatte "militaristische Denkweisen" produziert, die nicht nur Brauchbarkeit und Verfügbarkeit für den Krieg, sondern auch "Anbindung des absoluten Gehorsams und der strikten Disziplin an einen loyalitätsbegründenden höheren Wert", nämlich die Monarchie bzw. den König bezweckten (vgl. Messerschmidt 1995: 19f.). Damit verbunden war das Konzept eines "sozialen Militarismus" (d.h. Militarisierung vor allem der männlichen Bevölkerung), das retardierende politische (nämlich antidemokratische, antiparlamentarische) Kräfte freizusetzen vermochte. Die Wehrpflichtarmee, als "Armee des Königs", hat eine "antirevolutionäre Ideologie entwickelt, die die 'nur-soldatischen' Loyalitäts- und Disziplin-Begriffe überlagerte" (ebd). Dieser Funktion, die Soldaten und in der Folge die männlichen Untertanen überhaupt *revolutionsfest* zu machen, diente vor allem die *Entpolitisierung* der Armee, praktisch also die *politische Entmündigung*

Aufbau, Verwaltung und Arbeitsweise alles in allem als (...) unparteiisch und gerecht empfunden wurde" (van Creveld 1991, zit. n. Bartov 1995: 55).

⁴ Die meisten Militärhistoriker beschreiben für die Menschheitsgeschichte vier Formen des Krieges im Sinne eines historischen Ablaufschemas der Transformation: Sie unterscheiden zwischen dem "primitiven", dem heroischen oder feudalen, dem zivilisierten oder reglementierten sowie dem mechanischen Krieg. Gegenwärtig stehen wir beim atomaren oder High-Tech-Krieg (vgl. Mentzos 1993: 143), oder bei sogenannten "neuen Kriegen". Für unseren Themenzusammenhang ist vor allem der Übergang zum mechanischen Krieg von Interesse, weil damit auch eine Ernüchterung im Hinblick auf die Heroisierung des Kriegers - gewissermaßen eine Prosaisierung von Männlichkeit - eingeleitet wurde.

der Soldaten. Das Wahlrecht wurde daher so konstruiert, dass es für Wehrpflichtige nicht in Betracht kam, später wurde es Längerdienenden sogar explizit entzogen⁵.

Der gezielten entmündigenden politischen *Ent-Männlichung* der Rekruten folgte später auch eine stigmatisierend entehrende Ent-Männlichung politisch unliebsamer Kräfte in der Armee. Neben den *äußeren* Feinden des deutschen Heeres existierte plötzlich auch ein *innerer* Feind. Mit zunehmender politischer Bedeutung der Sozialdemokratie erwuchs allmählich eine neue politische Kategorie im militärischen Denken, nämlich die Formel von der "Wehrunwürdigkeit" (ebd.: 23).

(2) Ent-Heroisierung kriegerischer Männlichkeit

Ab dem Ersten Weltkrieg ist auf Grund fortschreitender Waffen- und Rüstungsentwicklung eine Transformation des Krieges beobachtbar; Krieg wurde tendenziell zu *technischer* Auseinandersetzung zwischen Geräten und Anlagen. Der Kampf von Mann zu Mann in traditionellen Formen existierte in der Realität dieses Krieges immer weniger. Damit ist dem Soldaten, der in einen bloßen *Maschinisten* der Vernichtung verwandelt wurde, freilich auch die traditionelle *Aura des Heroischen* abhanden gekommen. Bemerkenswert ist auch, dass zur gleichen Zeit in *regulären* Armeen Kriegsneurosen stark im Zunehmen waren. *Kriegsneurotiker* wurden freilich als *Feiglinge* und *Simulanten* minderbewertet, sie sollten einfach nicht als Männer gelten dürfen: Eine eigene wissenschaftliche Disziplin, die *Militärpsychiatrie*, wurde etabliert, um sie bloßzustellen, zu disziplinieren und für den Krieg wiedereinsatzbar zu machen.

Nach dem Ersten Weltkrieg hatte man die deutsche Niederlage den "Mächten der Zersetzung" zugeschrieben, nämlich Marxisten, Juden, Deserteuren und "Kriegsneurotikern" (vgl. Messerschmidt 1995: 35). In dieser Sicht war der mythische "Frontkämpfer" von "Etappenschweinen", "Drückebergern", "Minderwertigen" und "Versagern" verraten worden (vgl. ebd.: 34f.). So wurde der "Minderwertige" zum "politischen Feind". Das Bild des Deserteurs, "Zersetzers" und Verweigerers wurde *entindividualisiert* und zu einem "politisch negativ besetzten Typus" herabgewürdigt (vgl. ebd.: 35), weil er Verrat an der männlichen Werte- und Notgemeinschaft des Krieges übte.

⁵ Also auch in dieser Hinsicht bestand eine strukturelle Analogie zwischen Soldaten und Frauen (vgl. Erdheim 1982: 343), beide waren in politischer Hinsicht ohne Rechte. Nur Männer konnten, wie zuvor ausgeführt, im modernen Staat politische Subjekte sein. Wurde nun einigen von ihnen dieser Status entzogen, so ist dieser politische Vorgang als *Ent-Männlichung* zu beschreiben, zumal diese Männer ja dann in den politisch subjektlosen Status von Frauen zurückfielen, ihnen also ihr *politische Männlichkeit* genommen wurde.

Die leidvolle Erfahrung des Ersten Weltkrieges führte freilich nicht zur Hinterfragung dieses gescheiterten soldatisch-heroischen Stereotyps der Männlichkeit, vielmehr reformulierte und verstärkte es sich angesichts der gewandelten Geschlechterverhältnisse, die von der krisengebeutelten Männlichkeit als besonders bedrohlich erlebt wurden.

(3) Politische Konversion normaler Männlichkeit in brutalisiertes soldatisches Verhalten

Die Deutsche Wehrmacht bietet ein überaus extremes Beispiel von Möglichkeiten politischer Konversion *normaler* Männlichkeit in brutalisiertes soldatisches Verhalten. Die gesellschaftliche Tendenz zur Ineinsetzung von *Soldatsein* und *Seinen-Mann-Stehen* wurde geradezu extremistisch realisiert, *Wehrhaftigkeit* wurde wieder auf ihren *maskulinen* Punkt gebracht.

Die Nationalsozialisten übten sich dabei in "geschickter Verknüpfung" deutsch-preußischer militärischer Traditionen mit neuen Methoden der Armee- und Kriegsführung (vgl. ebd.: 32). Die Wiedereinführung der Allgemeinen Wehrpflicht wurde durch flankierende Maßnahmen gegen potentielle "Unruheherde" in der Armee abgesichert. Kriegsgegner und "zersetzende Elemente" sollten von vornherein isoliert und ausgesondert werden (vgl. ebd.: 67). Nach Ausschaltung aller Gegenkräfte sollte aus Deutschland eine militarisierte "Volksgemeinschaft" mit männerbündischen Basisstrukturen werden. Wer diese vorgeblich konsensuale "Front der Gemeinschaft" gefährdete, wurde zum "Gemeinschaftsschädling" erklärt. Militärische Vergehen waren leicht und gut als Angriffe auf den männlichen Wertekatalog soldatischer Pflichten zu deuten: "Gefährdung der Manneszucht" galt daher als ein - von Militärjustiz und ihr willfährig zur Seite stehender Militärpsychiatrie (vgl. Klausch 1995: 69) häufig geahndeter - Fehltritt gegen die ideologischen Werte der deutschen "Volk- und Wehrgemeinschaft" (vgl. Messerschmidt 1995: 34).

Von der männlichen Post-Vietnam-Krise zum High-Tech-Golfkrieg: ein geschlechtlicher Paradigmenwandel?

Als die USA den Krieg in Vietnam führte, war die US Army noch eine Wehrpflichtarmee von ausschließlich Männern. Unterfüttert war dieses System von hochprofessionalisierten Militärs.

Das Besondere dieses Krieges war wohl das Aufeinandertreffen einer für damalige Verhältnisse schon hochgerüsteten und subtil spezialisierten regulären Armee einer Weltmacht mit einer nach sehr

einfachen, aber durchaus effizienten technischen wie sozialen Technologien operierenden irregulären Guerilla-Armee einer Dritte-Welt-Region.

Im Falle der USA war die Öffentlichkeit, was die Legitimität des Krieges anlangte, seit 1967/68 extrem gespalten: Die politische und die zivile Gesellschaft der USA lagen offen in Widerstreit.

Ihr kriegerisches "Gegenüber" agierte dagegen auf der Basis eines in der Bevölkerung weitgehend als legitim wahrgenommenen und dementsprechend unterstützten Befreiungskrieges.

Während im vietnamesischen Dschungel zwangsrekrutierte amerikanische Männer also den Krieg mehr oder weniger hautnah erlebten, leisteten in den USA beträchtliche Teile der (vor allem auch weiblichen) Zivilgesellschaft Widerstand gegen diesen Krieg. Die Anti-Vietnamkriegsbewegung war eine auch sichtbar weibliche Bewegung. Das Ende dieses Krieges wurde daher als militärische wie zivile Niederlage erfahren. Im Gefolge des – vor allem von US-amerikanischen Männern als traumatisch erlebten Endes des - Vietnam-Krieges machte sich - gewissermaßen als Rehabilitation angeschlagener Männlichkeit - eine Re-Maskulinisierung Amerikas breit, die auch mit der Metapher von der "Ramboisierung" ziviler Gesellschaft belegt wurde.

Über die massenmediale Kunstfigur Rambos als Supermännlichkeit vermochte sich Militarismus – trotz dezidierten Endes des Krieges – effektiv, nachhaltig und sogar weltweit auszubreiten (vgl. Enloe 1988: 72). Vor allem aber US-amerikanische Männer sollten lernen, wie sie die "Demütigung" durch die Niederlage an der Front und daheim sowie den Verrat der politischen Eliten "da oben" ertragen können. Wieder erstarkte Männlichkeit schien dazu probates Mittel. Rambo versinnbildlicht individuelles militärisches Abenteuerertum, er ist einsamer Rebell, der in der zivilen, sich mittlerweile auch verstärkt weiblich gebenden Welt einen Krieg weiterführt, den seine Vorgesetzten längst beendet haben. Rambo verkörpert die verletzte Post-Vietnam-Männlichkeit, die es damals schleunigst zu revitalisieren galt. Die Ehre der verletzten Nation lässt sich vermeintlich nur über Militärisches, mithin: wiederaufgerichteter Männlichkeit, wiederherstellen.

Militarisierte Männlichkeit erschien hier vornehmlich noch als Phänomen und Problem niederrangiger Kombattanten. Allerdings bedürfen moderne, hoch spezialisierte und professionalisierte Militärsysteme einer viel breiteren Palette von Männlichkeitskonstruktionen. Dieser Prozess sozialer und kultureller Ausdifferenzierung von Männlichkeitsbildern in Armeen geht einher mit voranschreitender Professionalisierung ihrer Organisationsstrukturen.

Als die USA den zweiten Krieg am Golf führte, war die US Army bereits eine Berufsarmee, an der auch Frauen – wenngleich noch marginal an Zahl und Einfluss - beteiligt sind. Kriegführung erschien

nicht mehr nur männlich inszeniert. Der Golf-Krieg führte aber nicht nur aktive weibliche Kriegführung vor Augen, sondern leitete auch die Ära des "elektronischen Kriegs neuen Typs" ein.

Anfang der neunziger Jahre hatten viele den Golf-Krieg noch für einen "untypischen" Krieg gehalten (vgl. Albrecht 1991: 136). Allerdings wurden in jenen Tagen schon die aktuellen Kriegskonzepte antizipiert: "Save lives", und zwar eigene Leben, "but do not spare bombs", hieß es damals. Im Videokrieg wurde suggeriert, dass mit neuen elektronischen Präzisionswaffen eine Einhegung des Krieges gelinge, die zu weniger Opfern und Zerstörungen führe. Das Bild vom "unblutigen Druckknopfkrieg" wurde generiert, der militärische Auseinandersetzungen per Luftkrieg mit genau gezielten Schlägen führe, ehe es mit einem Minimalaufwand an Bodenkämpfen zur Entscheidung komme (vgl. ebd.: 139).

Der Krieg im Kosovo als Arena von Männlichkeiten: zur aktuellen Relevanz der Dekodierung von Geschlechtlichkeit des Krieges

In technischem Sinne hatte also eigentlich schon der Golf-Krieg 1991 als Versuchslabor für den Kosovo-Krieg gewirkt. Anthony Giddens hat den Kosovo-Krieg als "Krieg neuen Typs" charakterisiert: Neu erschien er ihm keineswegs nur wegen der militärtechnischen Revolution durch Satellitentechnologie und neue Waffensysteme, neu an ihm war auch, dass er, wie Giddens meint, angeblich zentrale Elemente der neuen Weltordnung des 21. Jahrhunderts antizipiert hat.

Selbst das Geschlecht des Krieges ist nicht mehr so einfach festzustellen: Die meisten Debatten über den Krieg im Kosovo wiesen der geschlechtlichen Inszenierung keine besondere Bedeutung zu. Im Kosovo-Krieg wurden Vergewaltigungen von Frauen zwar stärker thematisiert als in anderen Kriegen, aber auch hier wurden sie rasch wieder zum Anathema, weil sie als für jeden Krieg typisch gelten. Dieser taktlose Modus der Banalisierung entkriminalisiert Gewalt an Frauen, legitimiert sie als kriegsrechtgemäßes Handeln und integriert sie bagatellisierend als "Kavaliersdelikt" in männliche Erlebniswelten. In ihr realisiert sich also zugleich der "Beweis" eigener Männlichkeit wie auch absichtsvolle Verwundung gegnerischer Männlichkeit.

Männlichkeiten werden, so meine anfängliche Grundthese, politisch-diskursiv hergestellt. Auch Kriege haben "diskursive" Bedeutung. Mehr als je zuvor signieren heute diverse, multiple, asynchron geschichtete Männlichkeiten Geschlechterregime.

Der Krieg im Kosovo inszenierte sich auch als ein Krieg von Männlichkeiten. Die Männlichkeitskonstruktionen haben Traditionalismen eingekapselt, zur selben Zeit spiegeln sie auch verschiedene Grade an Modernisierung: So stand im Kosovo-Krieg die modernisiert-archaische Männlichkeit der Serben in Konfrontation mit der archaischen Männlichkeit der kosovarischen Albaner und über beiden Kontrahenten schwebte drohend und aggressiv die technologisch hochgerüstete postmoderne Cyber- und Super-Männlichkeit der NATO. Den unmittelbaren Kriegshandlungen zuvorgegangen war ein "maskierter", weil zunächst völkerrechtlich gebändigter oder vielleicht sich auch nur verstellender, jedenfalls aber "noblerer" kriegerischer Gestus der Männlichkeit europäischer und US-amerikanischer Diplomatie.

Diese recht grob geschnittene Typologie, der auch eine Hierarchie von Wertsetzungen unterliegt, ließe sich noch weiter auffächern: in die in der NATO-Öffentlichkeit als ungebärdig imaginierte serbische Soldateska und ihren gnadenlosen Führer (Milosevic), der die Kosovaren und die "westliche Welt" in Geiselhaft hielt, in die "heroische" Entschlossenheit der wilden Männlichkeit der UCK und in das "Unheroische" des Präsidenten eines machtlosen Schattenstaates (Rugova), in die "sauber" bleibenden virtuellen Krieger, denen wesentlich rauere Männerhorden, genannt Bodentruppen, folgen hätten sollen, um das schmutzige Geschäft dieses Krieges zu einem Ende zu bringen⁶.

Madeleine Albright als erste weibliche US-Außenministerin, allemal Ton angehend im schrillen Kriegsgeschehen auf dem Balkan, unterstreicht die Einsicht, dass Männlichkeitskonstruktionen in gesellschaftlichen Diskursen erzeugt, in sozialen Praktiken generiert und verdichtet werden und daher nicht unbedingt auf "biologisches" Geschlecht als Fundus angewiesen sind. Auch Krieg ist eine - wenngleich besonders hohe humane Kosten einfordernde - Form politischen "Diskurses" und sozialer "Praxis". Er ist ebenso Folge patriarchalen Geschlechterarrangements wie er auch an dessen Nachjustierung und Kontinuität beteiligt ist.

Gut zu belegen ist dies auch an einer im Grunde höchst nebensächlichen Episode des Irak-Krieges, die vom Pentagon nicht nur "frisirt" und medial "aufgeblasen", sondern auch spezifisch "vergeschlechtlicht" wurde: das "dramatische" Narrativ von Jessica Lynch, der ersten US-Soldatin, die im Irakkrieg zunächst "gefallen" ist, dann aber auf wundersame Weise aus der Hand der "bösen" Iraker "befreit" wurde (Rötzer 2003).

⁶ In vielen Zeitungen vom Juni 1999 wurde diese in ihren Startlöchern scharrende militärische Männlichkeit freilich getarnt, indem etwa Bilder britischer weiblicher Leutnants gezeigt wurden, die allem Anschein nach auf "ihren" Einsatz nur "warteten" (z.B. in der österreichischen Tageszeitung *Kurier*, 8.6.1999).

Der Pentagon agierte dabei ganz im Stil orientalischer Märchenerzähler, denen die Phantasie durchgeht: Jessica Lynch, jung und hübsch, Mitglied einer Wartungseinheit wurde verletzt und gefangen genommen. "Noch am Boden mit Wunden und einem gebrochenen Bein hatte sie sich 'heldenhaft' gewehrt und auf die Gegner geschossen", berichtete man. Sie wurde in ein Krankenhaus gebracht, wo sie von "mehr als 40 mörderischen Killern" bewacht wurde. Vorsorglich wurde die Aktion zu Lynchs Rettung mit einer Nachtsichtkamera aufgezeichnet, um die Story medial wirksam verbreiten zu können.

Später wurde freilich eine "entheroisierte" Version der Geschichte kolportiert: Das Krankenhaus war bereits verlassen, als die Spezialeinheiten eindringen (Washington Post). Ärzte erzählten, dass es keinerlei Widerstand bei der "heroischen Befreiungsaktion" gegeben habe.

Das wirklich Heroische leistete aber Jessica Lynch, indem sie alle Heroisierungen und Ehrungen nicht nur zurückwies, sondern auch die offiziellen Darstellungen als Fälschungen denunzierte.

Literatur:

- 📖 Bartov, Omer (1995/1992), Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges, Reinbek bei Hamburg.
- 📖 Bröckling, Ulrich (1997), Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion, München.
- 📖 Clausewitz, Carl von (1807/1832), Vom Kriege, Frankfurt/M.
- 📖 Erdheim, Mario (1982), "Heiße" Gesellschaften und "kaltes" Militär, in: Kursbuch 67, S. 59-70.
- 📖 Freud, Sigmund (1917/1921), Massenpsychologie und Ich-Analyse, in: Ders., Studienausgabe, Bd. IX, Frankfurt/M., S. 61-134.
- 📖 Frevert, Ute (1996), Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit, in: Thomas Kühne (Hg.), Männergeschichte - Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt/M./New York, S. 69-87.
- 📖 Gibson, James William (1994), Warrior Dreams. Violence and Manhood in Post-Vietnam America, New York.
- 📖 Hacker, Barton C. (1981), Women and Military Institutions in Early Modern Europe: A Reconnaissance, in: Signs 6/4, S. 643 – 671.
- 📖 Hacker, Barton C. (1988), From Military Revolution to Industrial Revolution: Armies, Women and Political Economy in Early Modern Europe, in: Eva Isaksson (Hg.), Women and the Military system, New York, S. 11 – 29.
- 📖 Hagemann, Karen (1999), Venus und Mars. Reflexionen zu einer Geschlechtergeschichte von Militär und Krieg, in: Christine Eifler, Frauenbündnisprojekt Osnabrück (Hg.), Militär – Gewalt – Geschlechterverhältnis, Osnabrück, S. 8 – 40.

- 📖 Jeffords, Susan (1989), *The Remasculinization of America. Gender and the Vietnam War*, Bloomington/Indianapolis.
- 📖 Klausch, Hans-Peter (1995), "Erziehungsmänner" und "Wehrunwürdige". Die Sonder- und Bewährungseinheiten der Wehrmacht, in: Norbert Haase, Gerhard Paul (Hg.), *Die anderen Soldaten. Wehrkraftzersetzung, Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht im Zweiten Weltkrieg*, Frankfurt/M., S.66-82.
- 📖 Kreisky, Eva (1992), *Der Staat als "Männerbund". Der Versuch einer feministischen Staatssicht*, in: Elke Biester et al. (Hg.), *Staat aus feministischer Sicht*, Berlin, S. 53-62.
- 📖 Krippendorff, Ekkehart (1993), *Militärkritik*, Frankfurt/M.
- 📖 Messerschmidt, Manfred (1995), "Zur Aufrechterhaltung der Manneszucht". Historische und ideologische Grundlagen militärischer Disziplin im NS-Staat, in: Norbert Haase, Gerhard Paul (Hg.), *Die anderen Soldaten. Wehrkraftzersetzung, Gehorsamsverweigerung und Fahnenflucht im Zweiten Weltkrieg*, Frankfurt/M., S. 19-36.
- 📖 Morgan, David J. J. (1994), *Theater of War. Combat, the Military, and Masculinities*, in: Harry Brod; Michael Kaufman (Hg.), *Theorizing Masculinities*, Thousand Oaks/London/New Delhi, S.165-182.
- 📖 Seifert, Ruth (1996), *Militär – Kultur- Identität. Individualisierung, geschlechterverhältnisse und die soziale Konstruktion des Soldaten*, Bremen.
- 📖 Tilly, Charles (1990), *Coercion, Capital, and European States, AD 990 - 1992*, Cambridge MA, Oxford UK.
- 📖 Virilio, Paul, Lotringer, Sylvère (1984), *Der reine Krieg*, Berlin.
- 📖 Weber, Max (1972/1922), *Wirtschaft und Gesellschaft*, Frankfurt/M.

Links:

<http://news.bbc.co.uk/2/hi/americas/3251731.stm>
www.guardian.co.uk/Iraq/Story/0,2763,956255,00.html
www.nydailynews.com/front/Story/134264p-119598c.htm
www.fortwayne.com/mld/fortwayne/news/nation/7201846.htm
www.defenselink.mil/news/Jul2003/n072220033_200307226.html
www.jessica-lynch.com